

Irina Gradinari/Judith Schreier

Gender Theorien: Reader

Wahlmodul für B.A. Kulturwissenschaften:
Interdisziplinäre Genderforschung

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	3
Abbildungsverzeichnis	4
Einleitung	5
Diskurs und Performativität	8
Natur und Kultur	9
Queer, Men's und Trans Studies.....	10
Gender, Klasse und Race	11
Intersektionalität.....	13
Bibliografie.....	14
A Diskurs und Performativität	17
Text 1 Der Wille zum Wissen.....	19
Text 2 Das Unbehagen der Geschlechter	29
B Natur und Kultur	41
Text 3 Natur / Kultur	43
Text 4 Im Streit um die Natur der Primaten	59
C Queer, Men's und Trans Studies	71
Text 5 Epistemologie des Verstecks	73
Text 6 Der gemachte Mann	85
Text 7 Trans Studies & Feminismen – Reibungen, Brüche ... und Allianzen?	101
D Gender, Klasse und Race.....	109
Text 8 Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation	111
Text 9 Der oppositionelle Blick – Schwarze Frauen als Zuschauerinnen.....	117
Text 10 Schwarze Körper, weiße Körper – Zur Ikonografie weiblicher Sexualität	127
Text 11 Die Revolte der Frauen gegen die Hausarbeit und die feministische Neubestimmung der Arbeit, des Klassenkampfes und der kapitalistischen Krise	137
E Intersektionalität.....	145
Text 12 Das Zusammenrücken von Race und Gender ins Zentrum rücken: Eine Schwarze feministische Kritik des Antidiskriminierungsdogmas, der feministischen Theorie und antirassistischer Politiken.....	147
Text 13 Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten	157
Literaturverzeichnis	165

Abbildungsverzeichnis

Text 10

Abb. 1: Édouard Manet: Olympia, 1862/63, Öl auf Leinwand	129
Abb. 2: Die Hottentotten-Venus aus: George Cuvier: »Extraits d'observations faites sur le cadavre d'une femme connue à Paris et à Londres sous le nom de Vénus Hottentote«, 1817.	133
Abb. 3: Die »Hottentottenschürze«, aus: Johannes Müller: »Über die äußeren Geschlechtsteile der Buschmänninnen«, 1834, Ausschnitt.	135

Einleitung

Irina Gradinari

Theorie-Reader: Zur Einleitung

Die Gender Studies stellen kein monolithisches Fach dar, sondern ein inter- und transdisziplinäres Forschungsfeld, das über Jahre in verschiedenen Kontexten, unterschiedlichen Disziplinen und mit Rückgriff auf verschiedene Theorien entwickelt wurde. Die Ansätze der Geschlechterforschung sind in Soziologie, Literaturwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Bildungswissenschaft, Film- und Medienwissenschaft, Philologien, Kunstgeschichte, Politikwissenschaft, Ethnologie, Kulturwissenschaft, Anthropologie und Philosophie unterschiedlich stark verbreitet und erhalten zunehmend auch Einzug in die MINT-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik). Die Gender Studies gaben darüber hinaus Forschungsimpulse für Disability Studies, Animal Studies und Fat Studies. Zur Geschlechterforschung gehören etwa die frühere Frauenbildforschung, feministische Literaturwissenschaft, *Écriture féminine*, Performativitätstheorie, Ökofeminismus und Feminist New Materialism, Feminist Science and Technology Studies, Intersektionalitätsforschung, Men's, Queer und Trans Studies, aber auch einzelne Studien zu Körper (Douglas 1985), Sexualität (Laqueur 1992) und zum Umgang mit dem Anderen (z.B. Foucault 2007). Die Gender Studies sind somit ein Sammelbegriff für verschiedene theoretische und interdisziplinäre Zugriffe auf das Thema Geschlecht.

Alle Fächer werden allerdings in der Diskussion über die Funktionsweise von Gender und die Form historischer und bestehender Geschlechterordnungen vereint. Das wurde vor allem durch die Trennung von Gender und Sex möglich. Gender beschreibt in diesem Zusammenhang das soziale Geschlecht – etwa die gültigen Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit – und damit verbundene Vorstellungen von Normen zwischenmenschlicher und sexueller Beziehungen, die nicht unbedingt mit Sex als biologischem Geschlecht, etwa hinsichtlich des Vorhandenseins bestimmter Genitalien, übereinstimmen. Die Herleitung spezifischer Eigenschaften von der Biologie unterliegt einer gewissen Willkür – der Körper bleibt über die Zeit biologisch gewissermaßen gleich, während die Vorstellungen von Geschlechtern historisch stark variieren. Diese Sex-Gender-Differenz hat bereits Simone de Beauvoir (1951) in *Das andere Geschlecht* (1949) theoretisch begründet und kritisch reflektiert: Von ihr stammt auch das berühmte Zitat: »Man wird nicht als Frau geboren, man wird es« (Beauvoir 1990: 265), also zu einer Frau mit Aufgaben, Funktionen und Status, die die Gesellschaft an sie heranträgt oder von ihr verlangt (ein klassisches Beispiel ist jenes der Hausfrau). Die Sex-Gender-Trennung war somit strategisch und sozialpolitisch für den Feminismus der zweiten Welle insofern von Bedeutung, als dass sie auf die kulturelle Machtorganisation aufmerksam machte, die über den Körper als natürlich legitimiert wurde. So konnten Frauen über einen langen Zeitraum hinweg nicht in öffentlichen Sphären (etwa Politik, Kunst, Führungspositionen) Fuß fassen, denn ihre Gebärfähigkeit oder ihre Sexualität wurden zugleich als Mangel an Vernunft und rationalem Denken gedeutet (dazu z.B. Hausen 1976; Honegger 1991). In vielen Kulturbereichen wird die Frau weiterhin oft mit der Natur (und somit mit Trieben und Sinnlichkeit) assoziiert, während der Mann als fähig angesehen wird, Kunst, Wissenschaft und Politik zu schaffen und im öffentlichen Raum zu handeln. Der bestehenden heteronormativen Ordnung liegt dabei vor allem die Regulierung der Reproduktion (der Gemeinschaft) zugrunde, weswegen die Binarität, die die Reproduktionsfunktionen sozial verankert, als kategoriale Einheit privilegiert wird. Die

heteronormative Genderordnung richtet allerdings die Geschlechter asymmetrisch aus und wertet die Frau gegenüber dem Mann ab, was einen ungleichen Zugang zu öffentlichen Bereichen, Ressourcen, Bildung, Berufen und Kapital zur Folge hat. Mit der Sex-Gender-Differenz konnten also bestehende Geschlechterhierarchien und vor allem die Benachteiligung von Frauen als kulturell und historisch bedingte Struktur kritisch hinterfragt und analysiert werden.

Zu Beginn der 1990er Jahre stellt Judith Butler (*1956) mit ihrem Performativitätskonzept diese Trennung von Sex und Gender infrage: Geleitet durch postmodernistische Denker wie Michel Foucault (1926–1984), Jacques Derrida (1930–2004) und John L. Austin (1911–1960) sowie Ansätze der *Écriture féminine* macht sie darauf aufmerksam, dass unser Wissen über die Biologie ebenfalls kulturell erzeugt wird. Daher wird die Unterscheidung zwischen Sex und Gender überflüssig, es gibt keine Körper jenseits kultureller Zurichtungen und Zuschreibungen. Körper werden diskursiv geformt und auch erst durch kulturelle Sinnkonzepte lesbar (intelligibel) – dazu gehört die Zwangsheterosexualität, die als eine Matrix, ein Raster, Körper auf den ersten Blick (in weiblich und männlich) einsortiert, damit verbundene kulturelle Praktiken aufruft und den Platz im kulturellen Bereich zuweist (Butler 1991, 1997). Die Norm ist allerdings unsichtbar und daher schwer zu hinterfragen. Die Travestie (Drag) als Spiel mit den Geschlechternormen macht jedoch zum einen auf die Performativität des Geschlechts aufmerksam – Gender muss erst durch performative Praktiken wie Kleidung, Gesten, Stimme oder Verhalten ausgeführt werden –, zum anderen wird die Imitation und die Wiederholung als Struktur sichtbar. Gender muss den Normen entsprechen, also nachgeahmt werden, und dabei wiederholt reproduziert werden, um zu bestehen, deswegen ist Genderidentität brüchig und diskontinuierlich, anfällig für Einflüsse und abhängig vom Doing, vom Tun, das durchaus Normen verfehlen kann. Wir sind somit Ergebnisse diskursiver, d.h. kulturhistorischer und institutioneller Einschreibungen von Geschlechtsvorstellungen, die wir jedoch durch performative Praktiken selbst hervorbringen bzw. herstellen müssen, um Subjekte zu sein. Butlers Überlegungen wenden sich also gegen die Idee von Geschlecht als Konstruktion, auch wird Gender nicht einfach vom Außen aufgezwungen (wenn auch durchaus durch die Gesellschaft gewaltsam reguliert und sanktioniert) – es kann somit nicht ohne Weiteres abgelegt werden. Die Performativität von Gender ist unbewusst und hat mit der Entwicklung der Subjekte an sich zu tun, sodass Einflüsse der Kultur und der Anderen auf Subjektivierungsprozesse nicht herausprepariert werden können. Butler hat dabei Prozessualität und Unabgeschlossenheit, und damit die Instabilität aller Identitäten sowie der Heteronormativität bewusst gemacht und förderte dadurch mehrfach queer-feministische Ansätze, die bereits vor ihrer ersten Gender-Schrift *Das Unbehagen der Geschlechter* (1990) die dekonstruktivistische Kraft von Queerness für die Analyse sozialpolitischer Prozesse erkannten, zum Beispiel die von Monique Wittig (1935–2003) (1977, 1980), Eve Kosofsky Sedgwick (1950–2009) (1985) und Teresa de Lauretis (*1938) (1991). Im Rahmen der Queer Studies wurden Sexualität und Geschlechtsidentität voneinander getrennt, dabei wurde auf die historische Bedingtheit sexueller Praktiken und die große Vielfalt von Begehrensformen hingewiesen (dazu z.B. Kraß 2003). Sexualität ist also nicht angeboren, universell und natürlich, sondern hängt von kulturellen, historisch wandelbaren Normen ab und hat somit auch eine Geschichte.

Neben diesen Ansätzen besteht eine dritte Möglichkeit, Geschlecht zu denken, diese wurde durch die Modelle des Feminist New Materialism hervorgebracht. Ausgehend von den Fragen des Ökofeminismus und der Wissenschaftskritik beschäftigen sich Donna Haraway (*1944) und später Karen

Barad (*1956) mit der »Materie«, Biologie und Physis, die im postmodernistischen Denken vernachlässigt wurden. Vor allem für die MINT-Fächer sind diese Ansätze fruchtbar, ermöglichen sie doch, Körper und materielle Welt, deren Existenz in den Gender Studies allerdings keinesfalls negiert wurde, diskursiv zu erfassen, wobei Definitions- und Untersuchungsprozesse von Materie, theoretische Perspektiven und methodische Zugriffe der Forscher:innen sowie die wissenschaftliche Einteilung von forschendem Subjekt und zu untersuchendem Objekt selbst in den Fokus geraten. Materie ist daher auch performativ (Barad 2012, 2015). Interferenzen und Diffraktionen ermöglichen diese zu erforschen – aus der Physik entlehnte Begriffe, welche die Überlagerung von mehreren Wellen und Beugung von (Licht-)Wellen beschreiben. Mit diesen neuen analytischen Perspektiven werden im Umgang mit der Materie Fragen aufgeworfen, wie sich in deren Erfassung mehrere Prozesse überlagern, wie dabei die Materie durch den Wissenshorizont und die Wahrnehmung der Forscher:innen beeinflusst und durch bestimmte methodologische Eingriffe vereinfacht und so vereinfacht wird. Die Position der Forscher:innen wird situiert, also historisch, sozial und methodologisch sichtbar gemacht. In diesem theoretischen Rahmen geht es darum, Biologie und somit das Geschlecht neu zu bewerten, ja Geschlechtereinteilung als Wissens- und Wahrnehmungskategorie möglicherweise ganz zu verwerfen (Haraway 1995) und den Mensch in Beziehung zu Tieren und zur Umwelt zu denken (Haraway 2016), den Menschen wieder als Bestandteil des Nahrungskreislaufes zu verstehen, z.B. Menschen als künftigen Kompost zu erfassen, der ebenfalls zur Grundlage weiteren Lebens wird oder eben die Umwelt durch Verschmutzung und Krieg zerstört (Puig de la Bellacasa 2017). New-Materialism-Ansätze dezentrieren herrschende anthropologische und das heißt auch andrologische Wissensstrukturen (Haraway 2018).

Einen weiteren Zugang zu Gender bietet der Ansatz der Intersektionalität – geprägt durch Kimberlé Crenshaw (*1959) und angereichert durch die Forschung zur Mehrfachdiskriminierung und Critical Race Theory, hat sich der Ansatz zur Intersektionalität mittlerweile – vor allem in der Soziologie – als eigenständiges Analysemodell etabliert. Es geht um die Verflechtung und das Zusammenwirken der Kategorie Gender mit anderen sozial wirksamen Differenzen wie Klasse, Herkunft, Race, Ethnizität, Religion, Gesundheit, Alter oder Bildung (Lutz 2001; Winker/Degele 2010; Lutz/Amelina 2017; Walgenbach 2017). Damit werden sowohl identitätsstiftende Prozesse als auch die Rolle der Institutionen, des Staates oder der Grenzregime analysiert (Bruns ttp; Gradinari/Li/Naumann 2021), wie also die intersektionale Situierung der Subjekte sie in bestimmten Handlungsbereichen zulässt oder diese versperrt. In diesem Zusammenhang untersucht die Intersektionalität vier Dimensionen der Diskriminierung, etwa strukturelle, institutionelle, historische und individuelle Diskriminierung.¹

Diese zentralen Perspektiven in den Gender Studies werden innerhalb von Fächern methodisch und theoretisch ausdifferenziert. In einigen Disziplinen wird Gender als eine Variable verstanden, zum Beispiel in der Politikwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Rechtswissenschaft oder in der empirischen Soziologieforschung – damit werden eben gesellschaftliche Entwicklungen in Bezug auf Frauen und Männer, Schwule oder Heterosexuelle, Mädchen oder Jungen usw. ausgewertet. So muss Geschlecht als eine stabile Kategorie vorausgesetzt sein. In diesem Zusammenhang

¹ Siehe dazu die Handhabung Intersektionalität in Deutschland: Chancen, Lücken und Herausforderungen (2019), https://www.intersectionaljustice.org/img/2019.09.18_cij-dezim_bericht-intersektionalitaet-deutschland_ykgll2.pdf und das Intersektionalitätsportal <http://portal-intersektionalitaet.de/startseite/>.

werden zum Beispiel solche Fragen gestellt: Wie viele Politikerinnen treten zu Kommunalwahlen an und wie viele werden gewählt? Die Antwort auf diese Frage kann Grundlagen für die Untersuchung des Status der Frauen in der aktuellen Politik, des Ausmaßes ihres Einflusses auf die Gesellschaft liefern (Wiechmann 2010). Neben empirischen Analysen wird der Fokus auch oft auf Machtverhältnisse gelegt, die eben durch die Produktion und Reglementierung von Gender oder durch die intersektionale Perspektive erforscht werden können. Wie ermöglicht Geschlecht eine bestimmte Position in der Gesellschaft und mit welchen Konsequenzen? Auch möglich ist es, Gender als eine dekonstruktivistische oder wissenskritische Kategorie zu denken, denn Gender gilt als eine basale Einheit in der kulturellen Sinn- und Wissensproduktion, die niemals abgeschlossen werden kann und daher umcodiert oder verschoben werden kann. Wieso zum Beispiel wird Weiblichkeit häufig mit Schwäche und geringerer Qualität assoziiert, während der Mann eher als (Wissens-)Autorität auftreten kann? Wieso wird der Mann primär als Subjekt und die Frau eher als Objekt angesehen, weswegen destruktive, misogynne Begehrensformen produziert werden? (Gradinari 2011, 2016) Wo entsteht und wie durchzieht queeres Begehren die heteronormative Ordnung? (Sedgwick 1985) In diesem Zusammenhang werden auch Fragen nach der Funktionsweise von Medien gestellt – sie sind entscheidend in der Vermittlung und Aushandlung von Geschlechterstereotypen. An Fragen der Genderinstabilität schließen auch die Trans Studies an, die sowohl sozialhistorisch (z.B. de Silva 2018) als auch medientheoretisch arbeiten (Hoenes 2014) und Analysen der Genderreglementierung (durch Recht und Staatsinstitutionen, visuelle Kultur) liefern.

Die Fragen der Geschlechterforschung sind also vielfältig und vor allem grundlegend, fokussieren sie mit Körper, Sexualität, Begehren und Identität doch basale Aspekte des gesellschaftlichen Zusammenlebens und dessen sozialpolitischen Organisation, Wissensstrukturen und kultureller Sinnproduktion – sie alle regulieren Gender oder durch sie wird Gender reguliert. Diese Regulierungen reichen bis in die historischen, staatspolitischen und globalen Prozesse hinein. Wie Gesellschaften vielfältig, einzigartig und dynamisch sind, so bieten auch die Gender Studies nicht nur den einen einzigen Blick darauf, sondern intervenieren dort, wo Geschlechter bedeutungsvoll werden. In unserem Reader versammelt sich eine Auswahl von einigen, mittlerweile kanonischen Texten der Genderforschung aus den oben beschriebenen Bereichen, um einen Einblick in zentrale Begriffe und Argumentationsfiguren der Gender Studies zu verschaffen. Weitere Forschungs- und Literaturhinweise finden sich in zahlreichen Kompendien und Handbüchern (Braun/Stephan 2006, 2013; Bergmann/Schöbler/Schreck 2012; Kortendiek/Riegraf/Sabisch 2019; Schöbler/Wille 2022).

Diskurs und Performativität

Die Vorarbeit des französischen Machttheoretikers Michel Foucault (1926–1984) ist für die Gender Studies essenziell: Er entwickelt die Methodik der Diskursanalyse und denkt in diesem Zusammenhang das Subjekt neu. In der bürgerlichen Gesellschaft wird die Macht unter zahlreichen Institutionen verteilt. Die Macht gehört somit keinem, sie drückt sich in Beziehungen aus, welche Diskurse als Regelwerk (des Gesagten, des Wahren und des Verbotenen) verwalten. Das bürgerliche Subjekt entsteht mit seinem Inneren erst durch die Überwachung der Institutionen (Schule, Krankenhaus, Kirche, Gefängnis und Militär) (Foucault 1993), indem es innerhalb dieser Institutionen klassifiziert und gewertet wird (z.B. durch Schulnoten, Krankheitsgeschichte, Gerichtsakte usw.) (Foucault 1991). Somit beschreibt Foucault die Macht als eine produktive Kraft, die uns erst als

Subjekte hervorbringt, zugleich erteilt er der Autonomie des Subjektes eine Absage; erst durch die Disziplinierung des Körpers entsteht seine ‚Seele‘ als Verinnerlichung gesellschaftlicher Reglementierungsmechanismen, die wiederum Körper weiterhin im Sinne der Kultur beherrscht: Die Seele ist „Gefängnis des Körpers“ (Foucault 1993: 41). Den Zugriff auf Körper verschaffen sich die Institutionen vor allem durch die Sexualität – im 19. Jahrhundert bildet sich das Sexualitätsdispositiv als Zusammenschluss verschiedener Institutionen heraus –, weswegen die Regulierung des Sexes zentral für das Verständnis der Machtbeziehungen wird (Foucault 1987). Diese Regulierung greift auf individueller und sozialer Ebene, im Privaten und Öffentlichen, zieht sich durch Medizin, Politik, Recht und Wissenschaft bis hin zum Staat (Demografieregulierung usw.). Die bürgerliche Gesellschaft richtet ihren wissenschaftlichen Blick – in diesem Zusammenhang kommt es auch zur Entstehung der Humanwissenschaften – von der Norm (Ehe) zur Abweichung (›Perversionen‹) und produziert so erst Ende des 19. Jahrhunderts die Homosexualität als eine identitätsstiftende Kategorie. Davor zählte die Homosexualität zur Sodomie, zu der alle nicht reproduktiven Sexpraktiken gezählt wurden. Homosexualität existierte also davor weder als Begriff noch als Identität oder diskursive Subjektposition. Die Macht des Wissens, die die Wissenschaft besitzt und verwaltet, und der Wille zur Wahrheit, der alle Diskurse durchdringt, definieren und produzieren die Homosexualität an der Schnittstelle von Recht und Medizin.

Auf diesem Macht- und Subjektbegriff baut die US-amerikanische Philosophin und Rhetorikerin Judith Butler (*1956) ihr Performativitätskonzept (Butler 1991) auf, Gender entsteht an Körpern und durch die Zurichtung von Körpern, zum Beispiel durch vestimentäre Praktiken, wobei Körper nicht so sehr diszipliniert werden (wie es Michel Foucault beschrieben hat). Geschlecht wird performativ von Subjekten selbst ausgeführt und auf diese Weise hergestellt, denn Gender ist mit dem Begehren verbunden – mit der Lust und der Sehnsucht nach dem Anderen und nach der Anerkennung durch den Anderen. Die Gender-Matrix reguliert Begehren im Sinne der Heteronormativität, stellt eine Kohärenz zwischen Sex und Begehren her – in diesem Rahmen dürfen Frauen Männer und Männer Frauen verlangen. Drag (Travestie) ist eine Figur, die die Heteronormativität parodistisch überschreitet und im Zuge dessen die Performativität von Gender vor Augen führt. Damit verabschiedet Butler nicht nur die Sex-Gender-Differenz, sondern auch das feministische Subjekt, das sich nach der Befreiung vom Patriarchat sehnte. Denn das Subjekt ist selbst laut Foucault (1993) ein Produkt der Unterwerfung, es entsteht erst am Ort diskursiver Einwirkungen der Macht (Butler 1991, 2012). So sind emanzipatorische Bestreben des Feminismus nicht erreichbar, und es gibt auch keine Freiheit von Geschlecht, das immer mit Handlungen des Subjektes produziert wird, wobei das Subjekt selbst erst durch diese Handlungen entsteht.

Natur und Kultur

Während sich Foucault und Butler am Subjekt abarbeiten, greifen andere Ansätze die prominente wie basale Dichotomie von Natur und Kultur auf, die vor allem durch binäre Geschlechterunterschiede legitimiert wird: Der Mann ist aktiv im Kulturbereich, er ist ein Schöpfer, der zur Sublimation und Abstraktion fähig ist (vgl. dazu Freud 1999), ein Demiurg, der die Natur beherrscht und zur Kultur domestiziert und überformt. Die Frau, naturnah, ist dagegen passiv, triebhaft und sinnlich, dient als Rohstoff männlicher Schöpfung. Der Mann ist in der Sphäre der Produktion tätig, die Frau gehört hingegen in die Sphäre der Reproduktion, wobei die Reproduktion (und darauf folgende Fürsorgearbeit) abgewertet wird. Das Gebären wird weder als Schöpfung noch als eine

besondere Leistung (gegenüber der männlichen Kunst-, Technik- und Kulturschöpfung) angesehen. Natur und Kultur gehören dabei zugleich zu den zentralen Begriffen, die wissenschaftliche Strukturen, abendländisches Denken, Kunstgeschichte, Ästhetik und Repräsentationssysteme bis heute prägen. Ihre Entwicklung betrachtet die Schweizer Medienwissenschaftlerin und Kulturtheoretikerin Astrid Deuber-Mankowsky (*1957) bei Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre (1905–1980), um dann zu den Genderforscher:innen – Claudia Honegger (*1947), Evelyn Fox Keller (*1936) und Judith Butler – überzugehen und mit ihnen Prozesse der Vergeschlechtlichung von Wissen und Denken zu analysieren. Im Zuge dessen dekonstruiert sie zugleich die scharfe Grenze zwischen Natur und Kultur, die fließend oder gar nicht mehr auszumachen ist.

In ihren früheren Schriften begreift die US-amerikanische Wissenschaftshistorikerin und marxistische Feministin Donna Haraway (*1944) die Natur als Narrativ der Naturwissenschaften. Die Sprache der Naturwissenschaften ist auf Metaphern und Erzählstrukturen angewiesen, um Wissen zu generieren. Das Wissen liegt also nicht in der Natur bereit und wartet nicht darauf, vom Forscher ›gefunden‹ und ›entdeckt‹ zu werden. Wissen ist ein Interaktionsprozess zwischen einem Forscher, dessen individuelle Sicht und sozialhistorische Situiertheit durch sprachliche Konstruktionen eliminiert werden (im Deutschen z.B. durch Passivformen), der von ihm untersuchten Natur, die er durch seine Beobachtungen und Versuche beeinflusst und die selbst dynamisch und im Wandel begriffen ist, dem Wissens- und Wahrnehmungshorizont, über den der Forscher verfügt, und den Methoden, mit denen er an zu beobachtende Objekte herangeht. Auch werden Wissensstrukturen und Erkenntnisse zwischen verschiedenen ›Schulen‹ und Theorieanhängern hart ausgehandelt – Natur ist also Produkt dieser Eingriffe, Beobachtungen und Aushandlungen, zugleich ist sie selbst aktiv und entzieht sich der völligen Kontrolle der Menschen/der Wissenschaft. Mit dieser Dekonstruktion der Natur zielt Haraway auf den Geschlechtermythos von Jägern und Sammlerinnen ab, der die bürgerliche binäre Genderordnung durch diese Dichotomien scheinbar aus der Urzeit heraus als natürlich legitimiert. Die Primatenforschung, die Haraway in ihrem berühmten Essay *Im Streit um die Natur der Primaten: Auftritt der Töchter im Feld des Jägers 1960–1980* kritisch analysiert, liefert zum Beispiel die ›Wahrheit‹ über den ›Ursprung‹ der Menschen und vor allem der binären Geschlechterordnung, indem die Forscher Primaten in den ihnen bekannten Kategorien beschreiben und so zugleich ihre Gender-Vorstellungen auf sie projizieren. Donna Haraway schlägt daher in ihrem berühmten Cyborg-Manifest (1995) ein neues Narrativ vor, das sie Sci-Fi-Romanen und -Filmen entnimmt und mit dem anderes Wissen und andere Erkenntnisse generiert werden können. Denn Cyborgs kennen kein ödipales Trauma, keine Natur-Kultur-, Mensch-Maschine-, Tier-Mensch- oder Subjekt-Objekt-Differenz, operieren somit jenseits der binären Strukturen und verschieben so den Blick auf die ›Natur‹.

Queer, Men's und Trans Studies

In diesem Kapitel werden exemplarisch theoretische Spezifizierungen präsentiert, die sich als eigene Forschungsrichtungen behaupten. Der erste Auszug gehört zu einem der wichtigsten Werke der Queer Studies – *Epistemology of the Closet* (dt. *Epistemologie des Verstecks*) der US-amerikanischen Literaturwissenschaftlerin und Queer-Theoretikerin Eve Kosofsky Sedgwick (1950–2009). Darin nimmt Sedgwick Ausschlussmechanismen von Homosexualität unter die Lupe, vor allem Bedingungen eines Coming-outs nicht-heterosexueller Menschen, und legt deren strukturelle Unmöglichkeit frei. Zunächst dekonstruiert Sedgwick die binäre Aufteilung von Heterosexualität und

Homosexualität, denn der Akt der Identifizierung von Homosexualität bedeutet bereits ihre Abwertung und ihre Unterwerfung unter die Norm. Schwulsein erzeugt zudem neue epistemologische Effekte von Wissen und Nicht-Wissen, öffentlich und geheim, die auf paradoxe Weise miteinander verknüpft sind. Als Homosexueller versteckt zu bleiben, bedeutet, der Gefahr ausgesetzt zu sein, jederzeit entdeckt zu werden, aber wenn er sich outet, wird er ausgeschlossen und unterdrückt. Auch ist es nicht möglich, das Coming-out ein für alle Male zu vollziehen: Möchten Homosexuelle öffentlich leben, müssen sie das Coming-out wiederholt durchführen, immer wieder in neuen Situationen und neuen Kontexten vollziehen, die wiederum Unterdrückungsmechanismen aktivieren können.

Die australische Forscherin Raewyn Connell (*1944) begründete mit ihrer umfassenden Studie *Masculinities* (1995, dt. 1999) die Men's Studies – Männlichkeiten wurden in der feministischen Forschung zuvor eher vernachlässigt. Connell setzte sich aus soziologischer Perspektive mit dem Mannsein auseinander, das bis dahin als monolithisch und mit Macht versehen angesehen wurde. So zeigt Connell zunächst, dass es nicht einfach nur einen Mann, sondern Männlichkeiten gibt – Männer stellen keine homogene Gruppe in Bezug auf den sozialen Status, Race, Gewalt oder Machtposition dar, sie sind dabei hierarchisch organisiert, wobei Machtpositionen stark umkämpft sind. In diesem Zusammenhang unterteilt Connell Männlichkeiten in hegemoniale Männlichkeit (die den Machtanspruch einlösen kann), Komplizenhafte Männlichkeit (Männer, die vom Patriarchat profitieren bzw. patriarchale Dividende kassieren), untergeordnete (z.B. Schwule) und marginalisierte Männlichkeit (z.B. Schwarze Männer). Männlichkeiten werden weiterhin in Bezug auf staatspolitische Prozesse (Erhart/Herrmann 1997; Bruns 2008), in Bezug auf Macht (Meuser 1998, 2007; Bourdieu 2005) oder auch als Familienmänner (Erhart 2001) untersucht.

Der letzte Text dieses Kapitels ist eine kurze historische Einführung in die Trans Studies von Persson Perry Baumgartinger – diese entwickeln sich einerseits aus dem Trans-Aktivismus heraus, der gegen die gesetzliche und staatliche gewaltsame Sanktionierung jeder geschlechtlichen Uneindeutigkeit (etwa Transgeschlechtlichkeit) kämpfte (dazu auch Butler 2009), andererseits durch Auseinandersetzungen mit queer-feministischen und intersektionalen Theorien. Die Trans Studies beschäftigen sich dabei vor allem mit Diskriminierungsstrukturen entlang der Ebene der Transgeschlechtlichkeit.

Gender, Klasse und Race

In diesem Teil des Readers werden die Themen der Wechselwirkung von Gender mit Race oder Klasse diskutiert. Die indisch-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty Spivak (*1942) gehört neben Edward Said (1935–2003) und Homi K. Bhabha (*1949) zu den wichtigsten Begründer:innen der Postcolonial Studies, wobei sie vor allem das Verhältnis von Geschlecht und Kolonialismus untersucht. In ihrem wegweisenden Essay *Can the Subaltern Speak?* (dt. *Kann das Subalterne sprechen?*) beschreibt sie mit dem Begriff Subaltern, den sie dem marxistischen Denker Antonio Gramsci (1891–1937) entlehnt, die Gewalt kolonialer Diskurse in kulturellen Deutungsprozessen, die letztendlich sozialpolitische Handlungen und Machtstrukturen legitimieren: Subaltern sind für Gramsci jene Bauerngruppen, die aufgrund ihrer Unkenntnisse der italienischen Sprache an der Herausbildung und Konstituierung des italienischen Staates nicht teilgenommen haben. Spivak radikalisiert das Subalterne insofern, als sie damit vollkommenen diskursiven

Ausschluss zu theoretisieren sucht – wenn bestimmte Bevölkerungsgruppen im politischen Feld nie repräsentiert werden können. Ihre Stimmen werden diskursiv vereinnahmt und instrumentalisiert, wie etwa im Kontext der Witwen und dem damit verbundenen Brauch der Witwenverbrennung in Indien. Die Stimmen der Witwen werden durch verschiedene Interessen besetzt – durch Brachmanen, die die Frauen der patriarchalen Ideologie opfern, durch die bestehenden Familienstrukturen, die den Frauen das Erbrecht entziehen, und durch die koloniale Macht Großbritanniens, die die Witwenverbrennung zur Legitimation der Kolonisierung instrumentalisiert, diese etwa als Rettung der indischen Frauen vor ihren grausamen Bräuchen deutet. Die Eliminierung dieser Bräuche bzw. die Befreiung von diesen setzt, so das koloniale Narrativ, eine Macht von außen voraus. Das Zusammenwirken von Geschlecht, Ethnizität, Race und Herkunft reguliert also den Zugang zu Diskursen und zu Subjektpositionen, die dem Subalternen grundsätzlich vorenthalten bleiben.

Die US-amerikanische Kultur- und Literaturwissenschaftlerin bell hooks (1952–2021) geht in dem für den Reader ausgewählten Text gegen die feministische Blicktheorie von Laura Mulvey (*1941)² vor. Blickstrukturen sind Bestandteil von Machtregimen, daher auch rassistisch und kolonialistisch geprägt. Hollywood setzt die Traditionen der Machtblicke fort, wenn auch unter anderem Vorzeichen – etwa als Male Gaze. Nun können Schwarze Männer durch die phallische Blickökonomie von Fernsehen und Film an den männlichen Machtblick der *Weiß*en anschließen, der das Begehren nach einer *weiß*en Fetschfrau als Objekt dieses Blickes produziert (Gradinari 2023). Allein Schwarze Zuschauerinnen bleiben außen vor – sie wurden bis vor kurzem weder in Hauptrollen gesehen noch im Kino repräsentiert oder durch die Bildsprache adressiert. Deswegen bildete sich bei Schwarzen Zuschauerinnen ein oppositioneller Blick heraus, der die Lust nicht aus der Identifikation mit Figuren und dem Voyeurismus des Machtblickes, sondern aus dem Widerstand gegenüber dem Repräsentationssystem und dem Auseinandernehmen der Bilder schöpft.

Der US-amerikanische Germanist, Rassismus- und Antisemitismusforscher Sander L. Gilman (*1944), beschäftigt sich in *Schwarze Körper, weiße Körper: Zur Ikonografie weiblicher Sexualität* mit der westlichen Wahrnehmung, die vor allem die Medizin mit Bildern konstituiert. Obwohl auch medizinische Bilder ästhetischen Bildkonventionen unterliegen, werden diese übersehen, wodurch ihnen ein besonderer Wahrheitsgehalt und damit die Kraft zugeschrieben wird, Menschen in Kategorien einzuteilen. Entlang der Geschichte von Sarah Baartman, die aus Afrika entführt und in Europa etwa zu Beginn des 19. Jh. zur Betrachtung ausgestellt und postum untersucht wurde, zeigt Gilman, wie die Sexualität der Schwarzen Frau als animalisch diskursiviert wird, um sowohl rassistische Differenzen als auch bürgerliche Ideale von Weiblichkeit zu etablieren. Denn rassistische Stereotype, die die Wissenschaft hervorbringt, dienen nicht nur der Beschreibung der Schwarzen als die unterentwickelte Spezies, sondern auch der Reglementierung der Sexualität von *weiß*en Frauen, zum Beispiel im Rahmen der Sexualisierung und Pathologisierung von Prostituierten. Grundsätzlich wird deutlich, dass Gender- und Race-Diskurse einander als Repräsentationssystem und Wissenskategorien konstituieren (auch Butler 1997), ebenso wie

² Laura Mulvey (1994) gilt als Begründerin der feministischen Blicktheorie: Anhand des klassischen Hollywood beobachtet sie, dass Männer in der Hauptrolle als Träger des Blickes und (schöne, sexualisierte) Frauen als Objekte des Blickes und so des Begehrens des Protagonisten und des Publikums durch das Kino modelliert werden.

Sexualität und antisemitische Vorurteile, mit denen sich Gilman in mehreren seiner Schriften beschäftigt (Gilman 1992, 1993, 1994, 1998).

Die italienische marxistisch-feministische Historikerin Silvia Federici (*1942), die vor allem für ihre Studien (Federici 2012, 2019) zur Hexenverfolgung bekannt ist, gibt hier in *Die Revolte der Frauen gegen die Hausarbeit* einen historischen Überblick über die Emanzipationskämpfe der Frauen, in denen besonders die Aufwertung der Hausarbeit zentral war *und* ist. Frauen wurden und werden deswegen im Kapitalismus benachteiligt, weil sie zum einen aus der Sphäre der Lohnarbeit ausgeschlossen wurden, zum anderen jedoch eine zentrale Rolle für den Kapitalismus spielten – die der Produktion von Arbeitskräften, wobei diese Tätigkeit weder als Arbeit gesehen noch geschätzt oder entlohnt wurde. Beachtet man die grundlegende Funktion der Reproduktion von Arbeitskräften, so wird die Revision von marxistischen Theorien fällig, die ja Frauen trotz der Kapitalismuskritik und der damit verbundenen Forderung nach Überwindung von Klassendifferenzen aus ihren Ansätzen ausgeschlossen haben. Soziale Klassenverhältnisse wie ihre Theoretisierung unterliegen somit Vergeschlechtlichung, bei der eben Arbeiter und Herrscher (also Männer) allein im Fokus standen und so die Hausarbeit, das Gebären und die Fürsorgearbeit – also weibliche Reproduktionsarbeit – als Arbeit nicht beachtet.

Intersektionalität

Auch wenn die meisten Texte dieses Readers Gender kaum allein betrachten und immer auch Analysen zu Geschichte, Race, Herkunft und Ökonomie beinhalten, etabliert sich auch die Intersektionalität als Forschungsfeld. Intersektionalität bedeutet eine gleichzeitige, wenn auch nicht symmetrische Interdependenz verschiedener Kategorien (Butler 1997). Eingeführt wurde dieser Begriff im Rahmen des feministischen Disputs durch die US-Juristin Kimberlé Crenshaw (*1959), die damit bereits geführte Debatten in Bezug auf das Verhältnis von Gender und Race auf den Punkt bringt. Dies diskutiert sie am Fall eines Gerichtsprozesses der Schwarzen Arbeiterinnen gegen ihren Arbeitgeber, *DeGraffenreid v. General Motors*, in Bezug auf ihre Kündigung. Ihre Klage gegen die rassistisch und sexistisch motivierte Kündigung wurde abgewiesen, da das Unternehmen mit *weißen* Frauen und Schwarzen Männern innerhalb der Belegschaft sein Bestreben in Fragen der geschlechtsspezifischen und Race-Gleichstellung bekräftigen konnte. So fielen Schwarze Arbeiterinnen durch das Raster, obwohl sie weder zur Kategorie der *weißen* Frauen noch der Schwarzen Männer gehörten. Gender und Race können daher nicht isoliert betrachtet werden, sondern zusammen und mit besonderen spezifischen Überkreuzungen, die nur auf Schwarze Frauen zutreffen.

Die deutschen Forscherinnen Gabriele Winker (*1956) und Nina Degele (*1963) entwickeln nun die Intersektionalität als eine soziologische Analysekategorie. Intersektionalität als Verschränkungen von verschiedenen sozial wirksamen Differenzen modellieren sie auf drei Ebenen, wobei diese Ebenen in Bezug zueinander gesetzt werden müssen: auf der Ebene der Struktur, womit vor allem die Marktökonomie, der Zugang zur Arbeit und die Reproduktion der Arbeitskräfte gemeint ist. Auf der Ebene der Repräsentation geht es um Medien, die bestimmte Bilder erzeugen und somit Ideologien (re-)produzieren. Auf der Ebene der Identitäten geht es um die Situierung von Subjekten und die Analyse ihrer Handlungsmöglichkeiten und ihrer spezifischen individuellen Erfahrung.